

BÜCHERSEITE DER NATIONAL-ZEITUNG

Schriften von Karl Barth

Gotteserkenntnis und Gottesdienst nach reformatorischer Lehre. 20 Vorlesungen über das schottische Bekenntnis von 1560.

Credo. Die Hauptprobleme der Dogmatik, dargestellt im Anschluss an das Apostolische Glaubensbekenntnis (unveränderte Neuauflage).

«So wahr mir Gott helfe!» Die Frage des Führereides und ihre Behandlung in der Bekennenden Kirche im Sommer 1938.

Evangelium und Bildung. Theolog. Studien, Heft 2. (Alle im Verlag der Evangelischen Buchhandlung Zollikon.)

Die grosse Ehre, welche Karl Barth zufiel, als erster Schweizer im Frühjahr 1937 und 1938 an der schottischen Universität Aberdeen die berühmten Gifford-Lectures zu halten, war für ihn nach seiner eigenen Aussage mit einer ebenso grossen Schwierigkeit verbunden, weil der an ihn ergangene Auftrag nach dem Willen des Stifters dieser Vortragsveranstaltungen ausdrücklich auf eine ihrer Förderung dienende Behandlung der natürlichen Theologie lautete, d. h. aber eines Themas, welches nach den bisherigen zahlreichen Äusserungen des Berufenen niemals und unter keinen Umständen Gegenstand rechtmässiger Theologie sein darf. In seiner ebenfalls schon früher vertretenen Charakterisierung der natürlichen Theologie als eines nur vom Nein gegenüber der Offenbarungstheologie als ihrem Widerpart lebenden Unterfangens besass aber Barth ein Mittel, sich jener für ihn als «ausgesprochenen Feind aller natürlichen Theologie» höchst unbequemen Auftragsbestimmung zu entledigen, ja sogar die Möglichkeit, sie in ihr Gegenteil zu verkehren, nämlich in den Anlass, statt von natürlicher Theologie — von ihrem Nährboden, auf dem allein sie als eine Art Schmarotzer ihr kümmerliches Dasein zu fristen vermag, von der Offenbarungstheologie, wie sie in vorzüglicher Weise durch die Gotteserkenntnis und den Gottesdienst nach reformatorischer Lehre, in diesem Falle speziell durch das schottische Bekenntnis von 1560 repräsentiert wird, zu handeln und jener natürlichen Theologie damit angeblich den verlangten Dienst zu erweisen. Ganz abgesehen von der Sophistik dieser Rechtfertigung ist diese ganze Argumentation aber schon dadurch hinfällig, dass sie von einer dem tatsächlichen Sachverhalt absolut nicht entsprechenden Verhältnisbestimmung von natürlicher Theologie und Offenbarungstheologie ausgeht, insofern weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart zwischen den beiden Grössen je eine derartig einseitige Abhängigkeitsbeziehung bestanden hat, wie Barth es in seiner «ethischen» Methode voraussetzt, vielmehr in der Geschichte der christlichen Theologie von ihrem Ursprung bis auf den heutigen Tag ein Spannungsverhältnis gegenseitiger Bedingtheit und zwar so, dass die geschichtlichen Formen der Offenbarungstheologie nicht minder durch die ihnen jeweils gegenüberstehenden Formen natürlicher Theologie bedingt sind, als diese durch jene. Es blieb Karl Barth vorbehalten, in einer auch an sonstigen Verwirrungen nicht eben armen Zeit diesen wahrhaftig auch bei ihm zu konstatierenden Sachverhalt zu leugnen und eine für sich eine absolute Sonderstellung beanspruchende Offenbarungstheologie auf den Plan zu stellen, die einen grossen Teil ihres Pathos nur dem Kampf gegen eigens zu diesem Zwecke konstruierte Zerrbilder einer den Menschen vergötternden natürlichen Theologie verdankt. Einen Beweis für diese Verkennung des geschichtlichen Tatbestandes liefert Barth selber, wenn er dadurch gerade mit derjenigen Instanz, worauf er sich ständig glaubt berufen zu können, mit der Theologie der Reformatoren, und zwar bezeichnenderweise gerade in der Frage der natürlichen Theologie ins Gedränge kommt. Was soll man von der behaupteten Reformationsstreue einer Theologie halten, die es ausdrücklich abweist, dass ein Kommentar zu einem reformatorischen Bekenntnis, als was die vorliegenden Vorlesungen doch zu gelten beanspruchen, am Masstab einer historischen Analyse gemessen werden dürfe und sich in dieser Hinsicht alle Freiheit eines «heute Lebenden und selbst Denkenden» zu einer «kritisch-produktiven Wiederholung» des zu Grunde gelegten Textes wahr. Wenn Barth in der Nachfolge der schottischen Väter, die in dieser Sache immerhin noch ein besseres Gewissen haben dürften, seine «theologische Paraphrase» ihres Bekenntnisses allein dem Kriterium der Heiligen Schrift unterstellt wissen will, dann muss er sich ohne Zweifel auf diesem Text gegenüber zum vornherein die nämlichen Freiheiten wie gegenüber demjenigen der reformatorischen Bekenntnisschriften herausgenommen haben — denn ohne diese Annahme, die durch seine Hermeneutik denn auch bestätigt wird, wäre es nicht verständlich, wie er das, was er in diesen 20 Vorlesungen über das Verhältnis von Reich Gottes und Christusherrschaft und beider Gegenwart und Zukunft, über die Bedeutung der Sakramente,

über das neue Sein des Christen u. a. m. ausführt, als biblisch auszugeben wagen kann.

Als positiv mag an dem Buche immerhin hervorgehoben werden, dass sein Verfasser hier einmal an dem bei ihm sonst so verpönten Liberalismus, von dem er in dem eben in zweiter Auflage erscheinenden Credo nur zu sagen weiss, dass er «auch einmal liberal gewesen» sei und den «Zauber» kenne, doch etwas Anerkennenswertes findet, nämlich dass ihn die Universität Aberdeen in «wahrhaftem Liberalismus zu dieser Arbeit eingeladen hat». — Das ist immerhin auch etwas!

Weniger gut zu sprechen ist Barth auf den «westeuropäischen Liberalismus» in dem zweiten Nachwort zu einem Vortrag über die Angelegenheit des Führereides in der deutschen Bekenntniskirche, in welchem er das Versagen der Bekenntniskirche gegenüber dem Nationalsozialismus in der Eidesfrage in Parallele setzt zu demjenigen der europäischen Westmächte vor demglei-

chen Gegner in München. Während er mit den nachgiebigen Bekenntnisfarrern recht milde verfährt — schliesslich berufen sie sich für ihre Haltung ja auch auf «Schrift und Bekenntnis!» —, wirft er den Regierungen in geharnischtem Ton vor, dass sie vergessen haben, dass sie «das Schwert nicht umsonst führen» und deshalb in dem ihnen aufgetragenen «politischen Gottesdienst» versäßen.

Es ist zwar nicht recht verständlich, wie Barth hier zur Verteidigung der hohen Güter der Humanität aufrufen kann, eben jener Humanität, von der er in dem ungefähr zu gleicher Zeit gehaltenen Vortrag über Evangelium und Bildung nicht recht weiss, ob er in ihr eine bloss «Fata Morgana», eine uns narrende «Götting» oder gar einen «Kakodämon» sehen soll. Für derartiges gar sehr «vom Menschen her unternommenes Bildungsstreben» mag allerdings gelten, was Barth von der Gnade sagt: «dass sie gut macht, was wir nicht gut machen».

Mis Aargäu

Sophie Haemmerli-Marti: Mis Aargäu. Land und Lüt us miner Läbesgschicht. (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.)

Bedrängt von der Fülle reichen Erlebens, einem allem Schönen und Hohen, Einfachen und Menschlichen aufgeschlossenen Sinn hat die Aargauer Dichterin ihre Erinnerungen aneinandergerichtet wie Perlen an einer Kette. Es ist keine einzige falsche darunter. Vor allem sei gesagt, dass sich ihre Schreibweise gut liest, dass sie ihre Mundart meisterhaft handhabt. Die Liedli und Verse von Sophie Haemmerli-Marti werden landauf, landab gesungen und aufgesagt, jede Mutter und jedes Kind kennt sie. Diesmal ist es Prosa, was die Dichterin ihren Lesern bietet. Das erste Kapitel «Vom Aargäu und eine Liedlene» überschrieben, führt in die Vergangenheit. Mit Stäuben sehen wir, wie viel Minnesänger in dieser Gegend zuhause waren; von ihnen weg führt der Weg zum Volkslied. Wer hat es ausgedacht, wer hat es weitergegeben? Niemand weiss es. Die Grossmutter hat es der Mutter gesungen und diese singt es ihren Kindern, es ist da wie die Sommervögel, wie die Blumen.

Vater und Mutter, das Elternhaus mit dem Brunnen unter dem Nussbaum, die Dorfleute, das bäuerische Leben mit seiner Arbeit, seinen Mühen und Freuden, die ganze sonnige Jugendzeit erstelt. Als Landkind aufzuwachsen ist eine Gunst des Schicksals, mit warmem, offenem Sinn alles festzuhalten, was sich eingepägt hat, ist dem Dichter vergönnt. So lässt man sich gerne führen durch die Schulzeit, die Institutsjahre, durch das eine Lehrjahr als Junpfer Lehreri, als junge Doktorfrau. Bedeutsam sind die Begegnungen. Von den Bewohnern des Schlosses Lenzburg,

der Familie Wedekind, sagt Sophie Haemmerli-Marti: «Wenn i die müesst us miner Meittizit ewägg dänke, so wörs, wie wenn am heiterhelle Tag d'Sunne abgieng.» Die geistige Atmosphäre, die dort oben heimisch ist, die jedem sein Gepräge gibt, beschwingt das junge Mädchen, es wird mitgerissen von den neuen Gedanken und Anschauungen, es wird angeregt, zum Widerspruch herausgefordert. Die Welt von Frank Wedekind ist nicht die von Sophie Haemmerli-Marti, aber sie spürt, dass etwas Neues sich für sie aufgetan hat. Einen Gewinn bedeutet auch die Freundschaft mit der Jugendfreundin Erika Wedekind: Wie anders ist der Weg der jungen Doktorfrau, die mit dem Lebensgefährten auf die Praxis geht. Es mutet wie Idyll an, wenn sie erzählt, wie man in den neunziger Jahren «no alles z'Fuess gemacht het und nume öppe bim Hudelwätter es Fuerwirsch isch go bstelle.» Als junge Mutter singt sie den Kindern ihre eigenen Weisen, die jungen Menschenlein geben ihr selber die Gedanken ein, die sie so wundersam einzukleiden weiss, aber davon spricht sie nicht, und doch danken ihr Land auf und ab die Mütter und Kinder für diese Gaben. Eine entscheidende Wendung hat ihr Leben genommen durch die Bekanntschaft mit Carl Spitteler. Die Erinnerung an ihren ersten Besuch beim Dichter in Luzern klingt mit den Worten aus: «En höchi Zit het der Afang gn» Wir möchten gern mehr davon hören. Ein buntes, reiches Leben, ein Grüssen in die Vergangenheit hinein, das ist es, was die Dichterin in ihr Aargauerbuch eingeklagen hat. Das Grösste aber bleibt doch die Heimatliebe, die aus jedem Satz hinausjubelt.

In der Lebensschule

Fortgerungen — durchgedrungen bis zum Kleind hin, von Schwester Maria. (Verlag Walter Leophthien, Meiringen.)

Dies Buch schildert mit grosser Wahrhaftigkeit, die auch eigenes Irren und Fehlen in keiner Weise verhüllt, das Erleben einer schweizerischen Krankenschwester im Weltkrieg. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass ihre Beurteilung der Dinge auch immer objektiv richtig ist. Schwester Maria hat den Weltkrieg als Krankenpflegerin auf österreichischer Seite — zum Teil dicht hinter der Front — mitgemacht, und so ist — bei aller unbefangenen Beurteilung gewisser Mängel in Verpflegung und Versorgung der Truppen neben unbefangenen Wohlleben unter Offizieren und reichen Schiebern — doch der Standpunkt der Zentralmächte fast hundertprozentig auch der des einfachen, noch sehr jungen Mädchens geworden. Ein etwas labiles, unruhiges Temperament führte Schwester Maria immer wieder an neue, schwierige, ja heikle Aufgaben heran: Ihre katholische Religiosität erhielt einen schweren Stoss durch einen unwürdigen Priester und gewissenlose Nonnen; dazu kam «wahn-sinnige Ueberanstrengung»; was Wunder, dass das junge Schwesterlein — wie so viele im Weltkrieg — der Versuchung des Morphismus erlag! Rettungsversuche treuer Mitschwester halten einige Zeit; aber immer wieder wird die Versuchung Herr. Auch das Ende des Weltkriegs, Familiengründung und Mutterschaft halfen nicht endgültig, bis die Bekehrung durch eine evangelische Gemeinschaft ihr zu neuem Leben hilft.

Karl Hesselbacher: Um die Meisterschaft. (Verlag W. Leophthien, Meiringen.)

Der badische religiöse Volkschriftsteller und Pfarrer gibt in diesem Buch Betrachtungen und Geschichten, die den Kampf um das höchste Ziel: das Leben in und mit Gott darstellen. Als Kenner der

menschlichen Seele sieht Hesselbacher wohl die grossen und kleinen menschlichen Fehler und Schwächen, die es in diesem Kampf zu überwinden gilt, aber auch die menschlichen und göttlichen Hilfen, die der ehrlich Glaubende und Wollende finden kann. Die einfache Sprache, der reiche Schatz an Beispielen aus dem Leben, die dem Verfasser zu Gebote stehen, machen das Buch sehr geeignet zu Lehre und Erbauung in einfachen Kreisen.

E. J. Ott: Ringende Kräfte. (Buchdruckerei der «Zürichsee-Zeitung», Stäfa.)

Ein tief-ernstes, ja tragisches Zeitbuch gibt der Verfasser in diesem Werk. Alle Probleme, alle negativen Kräfte unsrer Zeit: Geld-, Macht- und Genussgier versuchen ihre Kräfte an dem Helden des Buches, Ernst Bär, einem Mann, der — aus eigener Kraft und eigenem Verdienst — an eine der leitenden Stellen im Wirtschaftsleben gelangt ist. Sie bedeutet weder für ihn noch für seine Familie einen angenehmen Ruheposten: seine edle, schlicht-vornehme Natur fühlt tief die Verpflichtung als Ehre und Genuss seiner gehobenen Stellung und leidet schmerzlich unter den Grenzen seiner Macht den Gesetzen des Wirtschaftslebens gegenüber, die ihm als Ohnmacht gegen die Arbeitslosigkeit entgegentritt. Auch die Tragik des Betriebsunglücks mit der quälenden Frage nach eventueller Mitschuld durch ungenügende Sicherung bleibt dem Bewusstseinsmenschen nicht erspart, und nicht der bössartige Fanatismus gewisser «Frommer», die den schon allzu tief Leidenden noch tiefer hinunter drücken wollen. Es wirkt fast als Barmherzigkeit, dass eine Gasvergiftung, die er sich bei Versuchen zur Gasabwehr zuzieht, den armen Märtyrer seiner Macht und seines Gewissens aus dem aktiven Leben hinausdrängt und auf den «Pfad der Ausgedienten» stellt. Ein Buch, das durch Form und Inhalt Aufmerksamkeit verdient.

Der Mensch und die Kultur

J. Huizinga: Der Mensch und die Kultur. (Verlag Bermann-Fischer, Stockholm.)

In der Schriftenreihe «Ausblicke» ist dieser für den österreichischen Kulturbund in Wien in Aussicht genommene, aber infolge der Ereignisse niemals gehaltene Vortrag Huizingas erschienen und wird mit grösstem Interesse gelesen werden. Es liegt ja die Frage nach der Möglichkeit einer Rettung europäischer Kultur jedem Menschen, der nicht in einem irgendwie gearteten Kollektivum, wie Huizinga sagt, «der Entscheidung seines persönlichen Gewissens enthoben» wird, am Herzen. Huizinga gibt keine Definition dessen, was er unter Kultur versteht, sondern erzielt die Begriffsbestimmung mehr durch allmähliche Beseitigung dessen, was er nicht für Kultur hält, bis er dann am Ende des Vortrags doch auf dem Danteschen Begriff der «Civitas humana» bleibt. Damit sagt er unter linea, dass ohne Humanität keine Kultur möglich ist. Er glaubt, dass ein Wandel des Begriffes seit der Burkhardschen Auffassung sich vollzogen habe, in der im Worte «Kultur» der Nachdruck doch noch entschieden auf der Seite des geistigen Lebens gelegen hatte. Wir glauben unsererseits, dass die feine Unterscheidung zwischen Zivilisation, dem Ergebnis der Beschäftigung des Intellektes mit dem Stoff und Kultur, dem Ergebnis des Seelischen in seinen vielgestaltigen Beziehungen, eine klare Unterscheidung gerade jener Momente erlauben würde, auf die es heute ankommt.

Natürlich kann nur die Persönlichkeit Gefäss der Kultur sein und wie es Huizinga auch andeutet, kann das Ziel innerhalb einer Volksgemeinschaft nicht in einer entpersönlichten Masse, sondern muss in der Vielzahl entwickelter Persönlichkeiten liegen. Sehr interessant spricht Huizinga über das Abgleiten der Kultur in das Politische. Die Politik, so sagt er, ist ihrem Wesen nach auf beschränkte Ziele gerichtet. Ihre Weisheit ist Weisheit auf kurze Sicht. Die Staatenwelt taumelt immer von einer Notlösung in die andere. Im Hypernationalismus muss die Kultur absterben und die Trennungen durch ihn sind heute viel tiefergehend als sie selbst zu Zeiten der Religionskämpfe waren. Huizinga weist auch, leider nur sehr kurz, darauf hin, dass die angelsächsische Welt, unbekümmert um unsere kontinentalen Pessimismen, ihren Kulturweg vorwärts schreitet. Er verzichtet aber auf die Folgerung hieraus, dass nämlich diese angelsächsisch-amerikanische Welt allmählich aus Europa das, was wir Kultur nennen, absaugt und sich anschiebt, eine neue Heimat menschlicher Kultur zu werden. Wie ist der Gefahr, in der sich die heutige europäische Kultur befindet, abzuhelfen? Ein Zurück im realistischen Sinne gibt es nicht. Eine Beschränkung auf das Wertvolle ist theoretisch denkbar, aber sie kann nicht die Grundlage bilden. Huizinga sieht diese Grundlage eben doch im Seelischen, in einem echten Glauben, auf christlicher Basis, der innerhalb des humanen Staates die praktisch denkbare Synthese Mensch und Kultur verwirklichen könnte.

Eine Inselgeschichte

Wolfgang Weyrauch: Eine Inselgeschichte. (F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Das ist eine ganz einfache Geschichte, so einfach, dass ihre Einfachheit schon fast wieder Manier zu werden droht. Wolfgang Weyrauch ist dieser Gefahr der Manier schon öfters erlegen, in seinem «Strudel und Quell» zum Beispiel — aber in dieser kleinen und schönen Novelle ist die natürliche Einfachheit der Geschichte stärker als die gewollte Einfachheit des Stils, und je weiter Weyrauch in seine Erzählung hineinkommt, desto vollender wird die raffinierte Simplizität zur selbstverständlichen Natur. Stoff und Stil kommen zur Deckung, und es entsteht etwas wie eine Ballade in Prosa, die Geschichte eines Fischers, seiner Frau und seines Bruders, eine Nordseegeschichte voll von Meeresrauschen und von ungesagten Worten. Das Thema ist nicht neu, es ist uralte: dass durch die Liebe Verwirrung in die kleine Gemeinschaft dreier Menschen kommt und dass über viel dunkle Schuld der Weg wieder in die Klarheit der Liebe führt. Doch das ist ja das Wesen der Ballade: sie ist neu, sie holt ihre Motive aus den immer wiederkehrenden Ursituationen des menschlichen Zusammenlebens. Aber wie das Zusammensein der drei Menschen geschildert ist, mit all den stummen Zwie- und Dreigesprächen, die sie führen, und mit den kargen Worten, hinter denen sie ihre Gedanken und Gefühle verstecken; wie da die Atmosphäre der Insel in sparsamen Sätzen eingefangen wird, oder die Buntheit eines Rummelplatzes in der Stadt, ohne langatmige Beschreibungen, mit zwei, drei Bildern, die für eine Fülle der Eindrücke stellvertretend einspringen — das ist von einer ausserordentlichen poetischen Dichte.